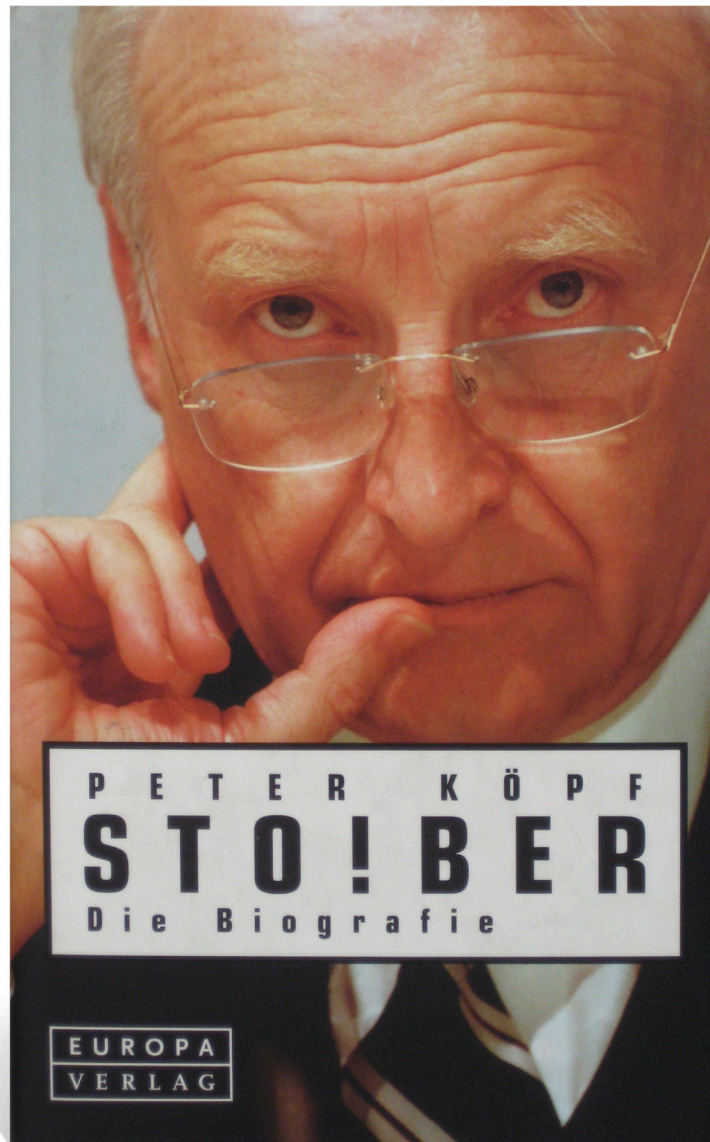


Peter Köpf

Stoiber

Die Biografie

274 Seiten, Hamburg (Europa Verlag), 2001



- ➔ [Inhalt](#)
- ➔ [Rezensionen](#)
- ➔ [weitere Veröffentlichungen zum Thema](#)

Stoiber

Inhalt

Edmund Stoiber war 2002 Kanzlerkandidat der Union, dann blieb er doch Ministerpräsident von Bayern. Wer ist der Machtpolitiker, der sich als erster Opponent der rot-grünen Bundesregierung profilierte?

Zahlreiche Interviews mit Freunden wie Gegnern Stoibers sowie mit ihm selbst ergaben ein facettenreiches Bild der politischen Musterkarriere.

Das Buch stand mehrere Wochen unter den Top 50 der Spiegel-Bestsellerliste und ist als Taschenbuch bei Heyne erschienen.

Inhaltsverzeichnis

- Ein Kandidat für Deutschland?

1. Kindheit unterm Wilden Kaiser: „Mein Vater war nicht präsent“

- Kriegsende: „Ein unglaubliches Erlebnis“
- Gymnasium: „Ich war privilegiert“
- Studium in München: Der „Einserjurist“

2. Im Landtag: Kontur geben

- Pionier bei Streibl: Startschuß zur Ochsentour
- Im Landtag: „Ein Vorreiter der CSU“
- Unter Amigos: „Die Finger auch gut drin“
- Der vierte Stamm der Bayerns: Flüchtlinge, Vertriebene und Aussiedler
- Das System Stoiber: „Außerordentliche Treue“

3. General von Strauß: Dem Vorsitzenden dienen

- Alte und neue Freunde: „Ohne Stoiber geht nix“
- Geschäftsführender Vorsitzender: „Die Unterschiede herausarbeiten“
- Entscheidung an Himmelfahrt: „Strauß oder Spaltung“
- Gegen die Gewerkschaften: „Bis zur Endkonsequenz“

- Im Gravitationsfeld Moskaus: „Rote Faschisten“
- Gegen Literaten: „Ratten und Schmeißfliegen“
- Friedensbewegung: „Nützliche Idioten“
- Wahldesaster 1980: „Die Medien sind schuld“
- Die Grünen: „Trojanische Sowjetkavallerie“
- Sorgfältige Karriereplanung: Im Zentrum der Macht

4. Graue Eminenz: „Die Staatskanzlei in den Griff bekommen“

- Stoibers Medienpolitik: Wider den Rotfunk
- Widerstand zwecklos: „Die kommerzielle Konkurrenz wird kommen“
- Noten fürs Personal: „Unsägliche Moderatorin“
- Stoibers Rhetorik: Äpfel und Birnen
- Der Feind im eigenen Lager: „Mangel an Prinzipientreue“
- Die Ehe: „Moralische Voraussetzung für Zeugung und Geburt“
- § 218: „Die Qual einer Abtreibung“

5. Innenminister: „Den Willen der Bürger beachten“

- Kirchenasyl: „Ein Stück Kreativität der Staatsregierung“
- Asylrecht ändern: „Unter bewußter Umgehung der Verfassung“

- Anschläge: „Ausländer sind kein Freiwild“
- Republikaner: „Der Feind steht rechts“
- Die bayerische Art: „Ausschöpfung aller rechtlichen Möglichkeiten“
- Osterweiterung: „Denksportgruppe Stoiber“
- Wohnungsbau: „Immobilienpekulant DGB“
- Aufwärts in der Partei, dem Gemeinwohl verpflichtet
- Saludo Amigo: „Der Streibl muß weg“
- Kostenlose Leihwagen: „Dem Gemeinwohl dienende Beziehungen“
- Streibls Sturz: „Bis Pfingsten hab' ich's“

6. Ministerpräsident: „Das Heil für Deutschland“

- Den Gürtel enger geschnallt: „Dem Gemeinwohl verpflichtet“
- Und der Zukunft zugewandt: „Die Computerisierung unterlaufen“
- Noch mehr Amigos: „Die Neuen sind die Alten“
- Verzwickte Lage: „Die Omertá gebrochen“
- Europa: „Möglichst viel für Bayern herausholen“
- Angriff gegen Kohl (und Waigel): „Europäische Illusionisten“
- Wider das „Esperantogeld“: „Die Mark bleibt“
- Hilflose Opposition in der Edikratie: „Fast wie bei Strauß“

- Lob vom Gewerkschaftsboß: „Stoiber ist eine Lichtgestalt“
- Umweltschutz: „Arbeitsplätze nicht vertreiben“
- Tschechien: „Kein Verzicht auf Vermögen“
- Fernsehen: Rotfunk gegen Modell Berlusconi
- Sozialpolitik: „Immer aufs gegnerische Tor schießen“
- Länderfinanzausgleich: „Beihilfe zur Konkursverschleppung“
- Dauerfehde mit Waigel: „Sprung in der CSU“
- Steilvorlage für Kohl: „Lokomotive für Deutschland“

7. Opposition aus Bayern: „Partei der demokratischen Rechten“

- Doppelte Staatsbürgerschaft: „Blutige Kämpfe“
- Loyalität bröckelt: „Nur noch die Hand heben“
- Steuern runter: „Höhere Staatsschulden akzeptieren“
- LWS: „In Panik geraten“
- Parteispenden: „Keine Gegenleistungen“
- Ein Kandidat zeigt Profil: Harte Kante gegen ruhige Hand

Rezensionen

*Michael Stiller in der Süddeutschen Zeitung
vom 21.1.2002*

Wo Edmund Stoiber das Küssen lernte

Eine Biografie erhellt erstmals die wilden Jugendjahre des Ministerpräsidenten

Wer seit Jahren unter den Top Ten der beliebtesten deutschen Politiker geführt, demnächst 60 Jahre alt und womöglich 2002 Kanzlerkandidat der Union wird, ist ein Fall für eine Biografie. Da sich der bayerische Ministerpräsident und CSU-Chef, Edmund Stoiber, fast täglich zu irgendetwas äußert und schon 1974 anfang, im Landtag mitzumischen, kommt auch bei einem so spröden Typ ein ansehnliches Archiv zusammen. Das allein reicht aber nicht für eine Biografie, und deshalb hat sich der Journalist Peter Köpf, 40, auf die Suche nach Jugendfreunden Edmund Stoibers gemacht.

Sein politisches Leben ist spätestens seit er 1978 unter Franz Josef Strauß CSU-Generalsekretär wurde, einigermaßen ausgeleuchtet. Hinweise auf die Kinder- und Jugendzeit sind aber dürftig: „Edmund Stoiber, röm.-kath., wurde am 28. Sept. 1941 in Oberaudorf/Kreis Rosenheim geboren. Er ist Sohn eines Kaufmanns. St.s Mutter stammt aus dem Rheinland“, heißt es kurz und knapp in Munzingers Pressearchiv. Peter Köpf hat in seinem Buch „Stoiber-Die Biografie“ (Europa Verlag) den Makel getilgt, der bayerische Ministerpräsident sei ein „Mischling“, wie in Stoibers Stimmkreis gespöttelt wurde. Den Oberpfälzer Edmund Stoiber sen. hatte es ins Rheinland verschlagen, wo er Elisabeth Zimmermann aus Dormagen kennen lernte. Aber auch sie war aus der Oberpfalz zugezogen.

Das Paar zog nach Oberaudorf, und dort wurde 1941 auch Edmund Stoibers Geburtsurkunde

ausgestellt. Also, bayerischer Geburtsort, bayerisches Blut in den Adern! Zwei ältere Schwestern, Hannelore und Silke, hat Stoiber, 1948 kehrte sein Vater aus amerikanischer Gefangenschaft zurück. Dass dieser „frühzeitig auf die Nationalsozialisten gesetzt“ habe, sei vom Sohn zwar akzeptiert, aber nicht verstanden worden, nachdem er als 15-Jähriger Hitlers „Mein Kampf“ gelesen hatte: „Da stand doch alles drin, habt ihr das denn nicht gelesen?“, habe Stoiber zu seinem Vater gesagt.

Im Kindergarten der Dominikanerinnen in Mühlbach bei Oberaudorf sei der kleine Edmund meist den ganzen Tag zum Kasperltheater, Klavierspielen und Beten geblieben, erzählten Freunde. In der Grundschule sei er vom Ehrgeiz noch nicht gepackt gewesen, schreibt Köpf. Zweier und Dreier seien im Übertrittszeugnis gestanden, Stoiber wechselte ins Gymnasium nach Rosenheim. Traudlinda Markl, eine Arzttochter aus der Nachbar-klasse, soll seine erste Liebe gewesen sein und ihm das Küssen beigebracht haben. Eine Klasse habe Stoiber wiederholen müssen, die Hausaufgaben wurden oft erst im Zug gemacht. „Bei uns hat es als unfein gegolten, wenn man was gelernt hat“, sagte ein Schulkamerad. Baden, Skifahren, Fußballspielen war wichtiger. Der Traum, Profifußballer zu werden, erfüllte sich für Stoiber nicht: „Ich war nicht schnell genug.“ Nach dem Umzug nach Wolfratshausen habe er meistens in der Reserve des Ballclubs Farchet gespielt. Dort war sein Vater Sponsor wie auch ein Fuhrunternehmer - der Stiefvater von Stoibers Ehefrau Karin.

Ein begeisterter Schafkopf-Spieler sei Stoiber gewesen, erzählten seine damaligen Freunde. Beliebt sei auch „Tischfußball“ gewesen, gespielt auf den Pulten mit Zehn-Pfennig-Münzen, die mit dem Lineal gegen den Ball, ein Ein-Pfennig-Stück, geschossen wurden. Gute Aktionen habe Stoiber mit dem Ausruf „Ruhm! Ruhm!“ begleitet. In der

Abiturzeitung hat Köpf den Eintrag entdeckt, der Edi sei „als blonder blauäugiger Recke Favorit bei allen nordgermanischen Sommerfrischlerinnen, die er durch kernig bajuwarisch Sitten und Geräusche betört“.

Eine besondere Gabe schildert der Mitschüler Michael Skasa: „Der Edi beherrschte die Kunst des künstlichen Rülpsens wie kein anderer, da war er unschlagbar.“ Er trug als erster Jeans und fiel Mitschülern zunächst als „eher rot“ auf; die Lehrer habe er mit linken Sprüchen provoziert. 1958 kam Stoiber aber auf den rechten Weg: Er trat der Jungen Union bei und später, als Jurastudent, dem Ring-Christlich-Demokratischer Studenten. Zur CSU stieß er erst 1971. Dass aus Stoiber ein „Einser-Jurist“ geworden sei, ist für Köpf eine Legende. Mit 3,0 habe Stoiber einen „Prädikatsabschluss“ erreicht. „Das Thema von Stoibers Doktorarbeit hat mit den 68ern und ihren sit-ins zu tun: , Der Hausfriedensbruch im Lichte aktueller Probleme.““

Bild 2/2001:

Die erste Biografie über den CSU-Chef und Bayerischen Ministerpräsidenten ist erschienen: „Stoiber“ von Peter Köpf (Europa-Verlag, 36,50 Mark). Der Autor (...), beschreibt Stoibers Karriere von der Kindheit in Oberaudorf bis zur Eroberung des Ministerpräsidenten-Sessels. Köpf befragte Freunde, Feinde und Stoiber selbst. Auf rund 270 Seiten versucht er, das Phänomen „Edikratie“ zu erklären: „Er ist ein Technokrat. Ein Aktenfresser. Der Klassenprimus. Kein Sympathieträger.“

Sächsische Zeitung 3 /2001:

Guido Westerwelle rezensiert:

„Wer Edmund Stoiber kennenlernen möchte, für den ist Köpfs Biografie trotz aller Parteilichkeit eine gute Handreichung. [...] Analytisches Geschick beweist Köpf beim Vergleich Stoibers mit Biedenkopf.“

Die Welt vom 23.2.2001:

Aus dem Reichstag

Wird Edmund Stoiber nun Kanzlerkandidat oder nicht?

Wird Edmund Stoiber nun Kanzlerkandidat oder nicht? Während die Parteifreunde des CSU-Vorsitzenden stets die Option offenhalten, ist ein Biograf fest von der Kandidatur überzeugt. Der Journalist Peter Köpf hat rechtzeitig zur bald intensiver werdenden Kandidaten-Diskussion ein Buch über den bayerischen Ministerpräsidenten geschrieben (Stoiber. Die Biografie, Europa-Verlag). Mit flotter journalistischer Feder erzählt Köpf über das Leben des bayerischen Politikers, seine Freunde, sein Verhältnis zum großen Vorbild und Förderer Franz Josef Strauß . Außerdem lässt er viele Zeitzeugen zu Wort kommen.

Das Buch des Journalisten, der vorher bereits Bundeskanzler Gerhard Schröder und den sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf porträtierte, enthält eigentlich kein neues Material. Es ist auch nicht vom Porträtierten gegengelesen worden, so dass dem 261-Seiten-Text keine offizielle Bedeutung beikommt. Dafür haben sich einige und eigentlich unverzeihliche Fehler eingeschlichen. So ist Friedrich Wilhelm Rothenpieler nicht Stoibers Regierungssprecher, sondern der Chef des Planungsstabes. Und völlig fehl geht Köpf mit seiner Behauptung, Stoiber habe am 9. November vergangenen Jahres nicht an der Großdemonstration gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit in Berlin teilgenommen. Der CSU-Chef war dabei, redete sogar.

Dafür erfährt der Leser allerdings nette Geschichten und Histörchen, die längst der Vergessenheit anheim gefallen waren. So war Stoiber in der Frühzeit des Homecomputers noch

erklärter Gegner der neuartigen Rechenmaschinen. Als CSU-Generalsekretär hatte er im November 1978 Parteifreunden noch versprochen, er werde versuchen, in Bayern die Computerisierung zu unterlaufen.

Dass Stoiber als Ministerpräsident eine regelrecht High-Tech-Offensive im Freistaat startete und den Grundsatz „Laptop und Lederhose“ für Heimatverbundenheit einerseits und Fortschritt andererseits prägte, verschweigt der Biograf natürlich nicht.

Interessant ist auch Köpfs Begründung, warum er Stoiber als Kanzlerkandidaten erwartet: Der CSU-Chef treibe sich selbst in die Kandidatur. „Wie kein anderer hat sich Stoiber als Oppositionspolitiker profilieren können.“ Je stärker er sich als einziger Kämpfer gegen Schröder profiliere, desto mehr schwäche er CDU-Chefin Angela Merkel und Fraktionschef Friedrich Merz. „Am Ende“, schreibt Köpf, „könnte nur noch ein repräsentabler Kandidat übrigbleiben. Was dann? Stoiber könnte sich dem Ruf nach Berlin nicht verweigern, ohne sein Image zu beschädigen.“ hl

Horst Willi Schors im Kölner Stadtanzeiger vom 21.2.2001:

Biografie über Bayerns Regierungschef

Stoiber - ein Kandidat für Deutschland?

„Ein Kandidat für Deutschland?“ ist das Vorwort überschrieben. „Der neue Strauß“ heißt das letzte Kapitel. Damit wird klar, warum ausgerechnet jetzt die erste Biografie über den bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber erscheint. „Dieser Mann will Kanzler werden“, ist der Autor Peter Köpf überzeugt, der gestern in Berlin sein Buch über Stoiber vorlegte. Edmund Stoiber war bei dieser Premiere nicht dabei. Mit ihm hat der Autor zwar lange gesprochen, aber reine Freude wird der bayerische Landesvater an dieser kritischen Darstellung wohl nicht empfinden. Köpf erinnert an den wilden Stoiber der siebziger Jahre, der als CSU-Generalsekretär und treuer Diener von Franz Josef Strauss wilde verbale Attacken gegen die SPD („rote Faschisten“), die Friedensbewegung („nützliche Idioten“) und die Grünen („trojanische Sowjetkavallerie“) ritt.

Stoiber sei damals so etwas wie der Anführer der „politischen Putztruppe“ von Franz Josef Strauss gewesen und habe manch „verbale Molotow-Cocktail“ geschleudert, sagt Köpf in Anspielung auf die aktuellen Auseinandersetzungen um die Vergangenheit von Außenminister Joschka Fischer. In diesem Punkt habe sich Stoiber natürlich gewandelt. Ein Ministerpräsident von beinahe 60 Jahren gebe sich halt schon ganz anders als ein Generalsekretär mit 35 Jahren, meint Köpf. In anderen Punkten sei Stoiber sich aber durchaus treu geblieben. Er sei ein geborener Machtpolitiker mit glaubhaftem sozialen Engagement und klaren Karrierevorstellungen, die letztlich auf das Kanzleramt fixiert seien. Der Mann sei „preußisch“

genug, um auch außerhalb Bayerns wählbar zu sein, meint Köpf. Und angesichts der verbreiteten Unsicherheit im Osten könne der starke Mann aus Bayern vermutlich sogar mehr Unterstützung mobilisieren als die verbindlich auftretende Ost-Frau Angela Merkel.

Nürnberger Zeitung vom 22.2.2001:

„Stoiber tritt an“

Köpf: Kanzler, das ist sein Ziel

BERLIN (ddp) - Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber wird nach Ansicht von Autor Peter Köpf für die Union ins Rennen um die Kanzlerschaft 2002 gehen.

Der Regierungschef habe immer eine klare Karriereplanung gehabt. „Bundeskanzler, das ist sein Ziel“, sagte Köpf bei der Vorstellung seiner Stoiber-Biografie in Berlin. Der Biograf glaubt, dass der Bayer gerade im Osten mehr Wählerstimmen sammeln könnte als CDU-Chefin Angela Merkel. „Im Osten herrscht eine Klima der Unzufriedenheit, die Stoiber gefühlsmäßig besser ansprechen kann, obwohl er ein Wessi ist“, sagte Köpf.

Der Journalist, der in München Politik studierte und bereits Gerhard Schröder und Kurt Biedenkopf in Büchern porträtierte, charakterisierte Stoiber als akribischen Arbeiter mit ausgeprägtem Machtinstinkt. Allerdings habe der Mann, der dieser Tage die 68er-Vergangenheit von Außenminister Joschka Fischer (Grüne) besonders scharf kritisiere, durchaus selbst seine wilden Tage gehabt. Als CSU-Generalsekretär in der Ära von Franz Josef Strauß habe Stoiber „den einen oder anderen verbalen Molotow-Cocktail geworfen“, sagte Köpf. Er sei quasi „Anführer von Strauß' Putztruppe“ gewesen.

Bei seinen Recherchen sei er in der Münchner Staatskanzlei zunächst auf verschlossene Türen gestoßen, berichtete der Autor. Erst später habe sich Stoiber selbst in einem ausführlichen Interview zu seinem Leben geäußert. Das Buch „Stoiber - Die Biografie“ aus dem Europaverlag erscheint morgen. (Ausführliche Würdigung folgt).

Monika Reuter in der Münchner tz, 21.2.2001:

Keine Streicheleinheiten für Edmund Stoiber

Erste Biografie über Bayerns Ministerpräsident

Nein, Streicheleinheiten werden in diesem Buch nicht verteilt. Peter Köpf bemüht sich in der ersten Biografie über Edmund Stoiber um kritische Sicht. Trotzdem sagt Köpf: „An Stoiber führt kein Weg vorbei.“

Die bayerische Staatskanzlei ihrerseits legt Wert auf die Feststellung, dass sie nicht an dem Buch mitgewirkt hat. Stoiber habe ihm viel aus seiner Kindheit erzählt. „Wirklich aus sich herausgegangen aber ist er, als es um sein Verhältnis zu Franz Josef Strauß ging“, berichtet Köpf. „Als Arbeitstier abgestempelt, muss er da ziemlich gelitten haben.“

(...)

Der Biograf ist sich sicher, dass Stoiber das Ziel, Ministerpräsident zu werden, schon früh ins Auge gefasst hat. „Spätestens als er bei Strauß in der Staatskanzlei war, wusste er: Ich kann das.“

(...)

Wer mit wem und gegen wen gehört natürlich zum Intriganten-Stadl jeder Partei. Köpf konnte hier aus dem Vollen schöpfen und notierte schließlich über den Arbeitsstil des Ministerpräsidenten: „Der Mann kann nicht abschalten, sucht durch sein (Besser-)Wissen zu beeindrucken, nimmt sich und seine Funktion zu wichtig, ist in jeder Minute Parteipolitiker, fürchtet stets Fallstricke, Intrigen, Gegnerschaft. Ein grundlegendes Misstrauen steht ihm auf die Stirn geschrieben. Deshalb muss er alles selbst machen, kann nicht delegieren.“

**Martin Ferber in der Heilbronner Stimme vom
22.2.2001:**

„Intensiv hat sich Peter Köpf mit dem Menschen und Politiker Stoiber beschäftigt, dutzende Interviews mit Freunden wie Gegnern und ihm selbst geführt und in sieben anregend geschriebenen und spannend zu lesenden Kapiteln die Karriere vom JU-Vorsitzenden in Wolfratshausen bis zum Ministerpräsident nachgezeichnet. Und dabei zumindest eine Legende beseitigt - ein „Einserjurist“ ist Stoiber nicht, er schloss sein Examen mit einer 3,0 ab. Beinahe wie von selbst beantwortet der Autor hingegen die Frage aller Fragen: „Ich weiss, dass er es will - er will Bundeskanzler werden.“

Stoiber sei ein Machtpolitiker durch und durch, der von seinem großen Vorbild Franz Josef Strauß das Handwerk des Regierens von der Pike auf gelernt und sich ein engmaschiges Geflecht an Freunden aufgebaut habe. „Er versteht es, die richtigen Hebel im richtigen Moment zu ziehen“, so Köpf. Und: „Stoiber wusste immer, wo er hin wollte. Er hatte eine klare Karriereplanung. Bayerischer Ministerpräsident war nicht der letzte Schritt.“

Weil es aber 2006 zu spät sein könnte, weil er dann zu alt ist, mutmaßt Köpf, ist die Wahl im nächsten Jahr wahrscheinlich seine letzte Chance. „Er muss sich schicken.“ Vieles scheint dafür zu sprechen. Wenn die Union einen sucht, der draufhauere, dann sei Stoiber erste Wahl, denn: „Er war der Anführer von Straußens Putzgruppe“, sagt sein Biograph Köpf - und stellt damit Stoibers Vergangenheit neben die von Joschka Fischer.“

Weitere Veröffentlichungen zum Thema

Here's to the EU

Edmund Stoiber carries on, this time in Brussels
– By Peter H. Koepf

The Bavarian state assembly said farewell to its minister president Edmund Stoiber on Sept. 30. The EU Commission is now welcoming him into its fold.

It was only to be expected. Someone like Edmund Stoiber cannot stop: Tending the garden with his wife at their house in Wolfratshausen is not his thing. The daughter of his mentor, Franz Josef Strauss, once joked: “Papa spent two weeks on the beach on holiday, reading Jerry Cotton novels. That would tear Edmund apart.” Now that Stoiber is no longer the leader of Bavaria and chairman of the Bavarian regional party, the CSU (the sister party of the CDU), he can now get on closer terms with European bureaucracy.

European Commission President José Manuel Barroso has appointed Stoiber head of a 15-member group to explore how the legal burden on companies can be reduced by a quarter by 2012. The EU Commission is promising that the result will be an economic gain of €150 billion.

“Stoiber is an acknowledged European and an outstanding personality of high repute,” Barroso said. Stoiber called his new job “exciting,” saying he has been fighting Brussels’ many bureaucratic demands for years. In a statement issued by the Bavarian Chancellery, he said: “My credo was always the same – Europe must be closer to the people and less bureaucratic.”

Stoiber led Bavaria for 14 years. In 2002, he narrowly failed to win the chancellorship against Gerhard Schröder. On Sept. 30, the 66-year-old gave up his Bavarian offices. It wasn't voluntary.

The resignation ended a career that had been built on operational readiness, hard work, discipline and for many years, loyalty to Strauss. Stoiber is known as a technocrat, someone who devours paperwork, working long hours, for Bavaria and for Europe, too. In the Committee of the Regions, he constantly stood out for his extraordinary grasp of details.

Which is not to say that Stoiber was always an enthusiastic supporter of the European project. He had his own ideas of a united Europe and its duties. Stoiber always advocated the principle of subsidiarity. He distanced himself from the Maastricht Treaty the day it came into effect in Nov. 1, 1993, because, through it, the German state "would be overarched and hollowed out by a European entity." Stoiber believed he could explain chancellor Helmut Kohl's enthusiasm for Europe by saying that this older generation often felt being German was a burden. "That's why many Germans at the time looked for a new identity and believed they found it in Europe," he said.

Stoiber always felt first and foremost Bavarian. His state would "sink" to the status of a province in a European federal state, he once told the *Süddeutsche Zeitung* newspaper: "We didn't join the German Empire with hearts full of joy but more or less forcibly got swept up into it."

Stoiber never believed in the utopia of the "United States of Europe." He declared himself an opponent of a European constitution. That sounded too much like a federal state, he believed. More than 300 million Europeans don't need a super state but a protective shield. Joint foreign

and security policies, yes, but he would never leave his farmers “defenseless before the agrarian planners of Brussels and merciless market mechanisms.” Stoiber guaranteed Bavaria’s small farmers a future. Bavarians didn’t want anyone to tell them “under which conditions you’re allowed to swim in the Isar River.”

Instead of a wide-reaching bureaucracy from above with diverse European edicts, he said Bavarians wanted “to take care of as much as possible ourselves because we know the interests of the people better and, in addition, experience the effects of the regulations more closely.” He abolished the office of the European representative, complete with two secretaries, two divisional heads and an official car, soon after he took office. That at least speaks for his ability to cut red tape.

Peter Köpf in der „taz“ vom 20. September 2002

Der Fluch der Symbiose

Strauß ließ Stoiber schufteln, aber der wartete vergebens auf die Anerkennung, die er zu verdienen glaubte. Gleichwohl war einer vom anderen abhängig und gemeinsam erlitten sie am Wahlabend 1980 auch ihre größte Niederlage. Übermorgen ist wieder Wahlabend, diesmal tritt Stoiber alleine an

Die schlimmsten Momente in seinem Politikerleben liegen weit zurück, aber Edmund Stoiber hat sie nie vergessen: Da saß sein Chef und Mentor Franz Josef Strauß mit seinen Freunden bei Schweinshaxn und einer Maß in irgendeinem Wirtshaus, und er stürmte, den Arm voller Akten, herein. Den Dannecker Franz erblickte er rechts neben Strauß, einen Platz daneben den Heubl Franz, und auf der linken Seite den Schönhuber Franz, nicht Mitglied der Partei zwar, aber Intendant in spe beim Bayerischen Rundfunk, der noch heute verbreitet, der engste Berater von Strauß gewesen zu sein. Und auch ein paar andere einflussreiche Männer ohne den Vornamen Franz wie der „Hendlkönig“ Friedrich Jahn gehörten zum „Franzensclub“, dessen Mitglieder sich wichtig taten beim Herrn Ministerpräsidenten. Wie Stoiber diesen Kungelkreis verachtete, wie er Spezlwirtschaft verurteilte. Vor allem aber hasste er diesen unvermeidlichen Moment, wenn irgendeiner der Männer aufstöhnte, weil er nicht locker ließ und Strauß sichtbar lästig wurde. Dann ging's los: „Lass doch den Mann jetzt endlich mal in Ruhe, der muss doch auch mal ausspannen“, forderte der eine. „Hör doch mal auf, kannst du nicht mitfeiern?“ der andere. Wenn's ganz schlimm kam, dann frozzelte einer von ihnen: „Edi, geh mal schön arbeiten.“ Alle feixten.

Edmund Stoiber steckte die Hiebe ein, legte den Kopf schief und die Stirn in Falten, trollte sich und arbeitete noch härter als zuvor; je weniger sein Chef sich um die bayerische Politik kümmern wollte, umso tiefer tauchte Stoiber ein. Ihn befriedigte ein Gedanke: Der engste Mitarbeiter vom Strauß, das war kein anderer als er. Nichts lief ohne ihn in der Staatskanzlei. Er machte Strauß' Job, er wälzte die Akten und analysierte die Fakten, er verhandelte mit denen in Bonn und zog die Strippen in München, und er lief dem nachlässigen MP hinterher, wenn's nötig war, zum Wohl des bayerischen Volks und auch zum Wohl seines ungekrönten Königs. Dass diese Ignoranten das nicht sehen konnten! Wer, wenn nicht er, bestimmte die bayerische Politik, wer, wenn nicht er, war der heimliche, der wahre Ministerpräsident?

Stoiber unterdrückte seine Wut. Er hatte ein Ziel. Er lernte. Er sammelte Wissen, auch solches, das man bei Bedarf aus unteren Schubladen ganz hinten hervor holt. Er wusste, der Tag der Abrechnung würde kommen. Aber nicht nur die dummen Sprüche, auch Strauß' Ignoranz für die kleine bayerische Politik war eine harte Prüfung: „Ich wusste oft nicht, was ich machen sollte“, erinnert Stoiber sich, „am nächsten Tag hat der Kohl gesagt, ich möchte das jetzt wissen, oder der Zimmermann hat gesagt, Mensch, ich brauche dringend die Entscheidung, ob ich das so oder so machen kann, aber ich erwisch' den Strauß nicht. Oder der Blüm, oder oder oder. Das war mein Problem.“ Richtig laut wird Stoiber, wenn er an diese Zeit zurückdenkt, und es ist zu erahnen, wie er damals die Zähne zusammen biss. „Ich habe oft die Sekretärin gefragt, wann Strauß weggeht, wenn ich wusste, der hat eine Veranstaltung. Dann bin ich runter, hab' mich ins Auto neig'schmissen neben den persönlichen Referenten und hab' gesagt: Du, ich muss jetzt zwei Dinge klären. Dann bin ich mitgefahren, irgendwo hin, um das zu klären.“ Das ging dann ganz hastig: „Das

brauchst du nicht alles lesen, Franz Josef.“ Und Strauß unterschrieb. „Aber das musst du lesen, die entscheidende Frage ist auf Seite 18.“ Strauß vertraute Stoiber blind, und der diente ergeben. „Da hat er gemerkt“, glaubt Stoiber, „der kennt seine Grenzen, der Stoiber, der weiß, was er nicht entscheiden kann, aber der weiß genau, wo der Punkt liegt.“

Ganz so selbstverständlich funktionierte diese Symbiose jedoch nicht. Der Strauß ließ den Stoiber zwar schuffen, der Stoiber wartete jedoch ebenso sehnsüchtig wie vergebens auf dessen Belohnung, auf die Anerkennung, die er zu verdienen glaubte. Und dann war der Strauß plötzlich gestorben und hatte sich nicht einmal bedankt für die Frondienste. Und zu früh auch noch, Gerold Tandler und Max Streibl rangierten noch über ihm, altersmäßig, das hatte der Franz Josef sogar kurz vor dieser verflixten Jagd ausdrücklich selbst gesagt. Und da stand er nun, der sich als Kronprinz gesehen hatte, allein, denn der Neider, Konkurrenten und Missgünstlinge waren viele.

Vom heimlichen Regenten der Staatskanzlei wurde Stoiber zum einfachen Mitglied im Kabinett eines alten Herrn, der ihn nicht einmal Finanzminister - wo das Geld ist, liegt die Macht - werden ließ und den er nicht mehr wirklich ernst nahm. Der Max (Streibl) versank doch in Strauß' Stiefeln bis zu den Haaren. Aber ein Parteisoldat kennt keinen Schmerz, Stoiber setzte als Innenminister pflichtschuldigst fort, was er zuvor schon getan hatte; er diente dem Volk der Bayern, so gut er es verstand: „Was soll ich den Leuten sagen“, fragte er so scheinheilig wie bürgernah, „wenn in der Nähe eines Asylantenheimes ein junges Mädchen vergewaltigt wird?“ O-Ton-Stoiber. Immer auf Volkes Höhe, aber an Argumentationskraft dreist voraus. Seine Antwort auf Tschernobyl war die Verschärfung des Demonstrationsrechts - wegen der Demonstrationen für den Ausstieg;

er forderte eine Meldepflicht für Aids-Kranke, weil die Bevölkerung sonst Selbstschutzmaßnahmen ergreife - er meinte nicht Kondome, sondern Pogrome. Es folgten Unterbindungsgewahrsam, finaler Rettungsschuss, Ausländerkriminalität, „Asylantenflut“, „Nächstenliebe statt Fernstenliebe“, sogar von „Aussiedler-Missbrauch“ sprach er. Populismus? „Ich“, parierte Stoiber, „ich betrachte den Begriff Populist als Ehrenausszeichnung.“

Einer wie Stoiber gibt nicht auf, wenn er ein Ziel vor Augen hat. Einer wie Stoiber geht seinen Weg, immer geradeaus, wenn's sein muss läuft er auch Spießruten. Wer dem Stoiber ins Wad'l biss verriet nur die Augenhöhe, auf der er sich befand. Dagegen er: „Einserjurist“ ließ er sich gern nennen und erwägen, welche Karrieren da sonst noch möglich gewesen wären. Und Fußball-Nationalstürmer hätte er auch werden können, sollen die Menschen glauben. Aber dann kam die Politik, und jeder musste doch schon damals sehen, was für ein Kerl der Stoiber war: Ministerialbeamter, Redenschreiber, Landtagsabgeordneter nach dem 27. Oktober 1974 mit 72 761 von 44 513 Erststimmen, ein Zehntel (Prozent) mehr als die CSU als Partei, dann als Anführer der jungen Wilden Alfons Goppel abserviert und Strauß auf den Thron gehoben und weitere zwei Jahre später Generalsekretär von Strauß, nein von der CSU. Ein rasanter Aufstieg.

Da war Stoiber 37 Jahre alt. Bei Strauß hatte der große Blonde das Feld gefunden, auf dem er öffentlich glänzen konnte. Und seine erste Rolle: Kugelfänger für Strauß. Oder mit Stoibers Worten: „Meine Aufgabe war es, Strauß den Rücken freizuhalten, die Pfeile auf mich zu ziehen.“ Die Pfeile trafen, aber der „General“ schoss zurück gegen die Linken, die Gewerkschaften, die Grünen, die Literaten. „Die Hetze gegen Strauß“, ließ er hören, „gleicht der Hetze gegen die Juden im Dritten

Reich.“ Bei dem Thema kannte und kennt er keinen Spaß. Schließlich waren die Nationalsozialisten ja in erster Linie Sozialisten gewesen, nicht? Und wenn die Sozialisten nun gegen sein Vorbild hetzten, dann gab er ihnen doppelt und dreifach zurück. Wehret den Anfängen. Sollten Sie ihn dafür doch das blonde Fallbeil nennen, sollten sie ihn doch als „größten Generalsekretär aller Zeiten (GRÖGAZ)“ verspotten oder gar mit Goebbels vergleichen, sollten FDP-Möllemann und die anderen Hirsche doch röhren wie sie wollten - sein Ziel hieß: Strauß muss Kanzler werden. Der wollte zwar nicht, der Strauß, aber wenn einer nicht entscheiden will, müssen das eben andere für ihn tun: Dass Strauß kandidierte, dafür sorgten Friedrich Zimmermann und Edmund Stoiber. Bevor Strauß Nein sagen konnte, hatten sie das Ja schon herausposaunt. Strauß erhielt 45 Prozent der Stimmen, damals reichte das nicht. Strauß wie Stoiber hatten die Schuldigen rasch gefunden: Die Grantler in der Union, die gegen den Kandidaten geschossen hatten, sowie die Medien. Strauß verlor Einfluss auf Bundesebene, aber was zählte das schon? Machte er seine Politik eben weiter auf seine Art.

Strauß griff aus der Partei niemand an, niemand wagte das. Aber Stoiber musste erfahren: Oben weht der Wind stärker. Dass nicht nur die Preußen den Bayern ablehnten, sondern dass die Parteifreunde ihn für die Schlappe verantwortlich machten und auf einmal keinen Stoiber mehr wollten, das hat ihn verletzt. Im Landtag kursierte der Witz: „Was ist der Unterschied zwischen Stoiber und einem Terroristen? Terroristen haben mindestens fünf Sympathisanten.“ Nur 427 Delegierte wollten ihn im Juli 1983 noch im Vorstand der Partei haben, das waren 46,9 Prozent. Der Mentor jedoch stand zu seinem Generalsekretär. Stoiber „hält den Kopf auch dahin, wo es denselben kosten kann“, lobte Strauß. Stoiber meint: „Strauß waren Leute zuwider, die mit 38 schon glatt wie ein Diplomat mit Köfferchen waren. Von denen gab es

genügend.“ Der habe andere Eigenschaften bevorzugt, er habe gesagt: „Mir ist jeder, der übers Ziel hinausschießt, lieber; Hauptsache er schießt.“

Stoiber schoss. Seine volksnahen Reden gefielen auch dem Parteivolk. In einer Kampf Abstimmung um den Platz von Fritz Zimmermann als stellvertretender Parteivorsitzender besiegte er 1989 Fraktionschef Alois Glück. Stoiber wollte „einmal wissen, was meine Arbeit im Urteil eines Parteitages wert ist.“ Offenbar viel. Je mehr Max Streibl in Bayern und Theo Waigel in Bonn an Reputation einbüßten, desto heller strahlte Stoibers Stern. Und der wurde immer selbstbewusster: Im Sommer 1991 stieg Streibl, um seine angezweifelte Leistungsfähigkeit und Gesundheit unter Beweis zu stellen, auf den Kofel, den Hausberg von Oberammergau. Stoiber war dabei und auch die Presse. Weil ihm der Landesvater zu langsam ging, strebte Stoiber mit kräftigem Tritt an ihm vorbei. Doch Streibl wies seinen Innenminister zurecht, er solle gefälligst hinter ihm bleiben. Als Streibl zwei Jahre später trotz seiner Amigo-Geschichten nicht „aus gesundheitlichen Gründen“ zurücktreten wollte, musste er eben gegangen werden. Jetzt oder nie! Parteichef Waigel sollte Nachfolger werden, aber Stoiber formierte die CSU-Fraktion hinter sich - gegen die Bonner, von denen sich die Münchner nicht bevormunden ließen. Stoiber strotzte vor Selbstbewusstsein. Ministerpräsident? „Des hab' ich ja praktisch schon mal gemacht“, ließ er vernehmen, „als ich beim Strauß in der Staatskanzlei war, da hat er nach außen gewirkt, und ich hab' innen die Arbeit gemacht.“

Bevor Waigel zu Ende überlegen konnte, fiel schon die Entscheidung. Unter Günther Becksteins Regie votierte am 15. Mai 1993 der Bezirksparteitag von Nürnberg-Fürth-Schwabach in Anwesenheit Waigels für Stoiber. Auch der Münchner Bezirk sprach sich intern für Stoiber aus. Und Stoiber

hatte einen weiteren Trumpf in der Tasche: Er durfte sich der Unterstützung der Kirche sicher sein, seit allerorten kolportiert wurde, dass Waigel „nicht gut katholisch“ lebe. Alle wussten längst, dass Waigel nicht mehr mit seiner Frau zusammen war, und viele wussten auch, dass es eine Neue gab, ein „g’schlampertes Verhältnis“, die Skifahrerin Irene Epple. Aber niemand hatte es an die große Glocke gehängt. Waigel empörte sich, man habe sein persönliches Unglück gegen ihn instrumentalisiert. Diese Schmutzkampagne sei „eine Sauerei“. Stoiber behauptete, mit solchen Methoden nichts zu tun zu haben - und wurde Ministerpräsident.

Die CSU aber stürzte in Umfragen auf unter 40 Prozent. Schalck-, Gauweiler-, Amigo- und Zwick-ausschuss knebelten die CSU und Stoiber. Und nur ein Jahr blieb ihm bis zum Superwahljahr 1994. Stoiber kämpfte gegen sein Waterloo, mit all seiner Kraft. Der Ministerpräsident durchkreuzte das ganze Bayernland, besuchte jeden Ortsvorsitzenden und jedes Bierzelt. Seine Europapolitik hieß „möglichst viel für Bayern herausholen“, seine Asylpolitik „das Boot ist voll“. Und die Skiasse Markus Wasmeier und Miriam Vogt führten den Stoiber-Fan-Club an. Stoibers Einsatz wurde belohnt: 52,8 Prozent. Damals nannte Stoiber sich „Primus inter pares“, seither glaubt er fest daran, jedes Problem lösen zu können, und zwar in kürzester Zeit.

Nachdem er nach den verlorenen Bundestagswahlen auch Theo Waigel als Parteichef beerbt hatte, war Stoiber Bayerns Sonnenkönig. Aber einer wie er gibt sich mit dem „schönsten Amt“ nicht zufrieden. Einer wie er schaut immer nach neuen Zielen. 1998 hatten ihn auf der Oberbayernliste 100 000 Menschen mehr gewählt als seinerzeit Strauß. Und im Vergleich zu den Problemen der Schwesterpartei war das Debakel um die Immobilienaffäre der staatlichen Landes-

wohnungs- und Städtebaugesellschaft Bayern GmbH (LWS) eine lässliche Sünde, die er mit dem Rauswurf seines loyalen Parteifreund Alfred Sauter sühnte. Plötzlich war da eine einmalige Chance: die Kanzlerkandidatur. Einer wie Edmund Stoiber konnte nicht anders, er musste sie er- und als Geschenk des Himmels begreifen, und ihm war egal, ob Strauß oder Aloisius der Absender war.

Wenn Stoiber diese Wahl verliert, wird er etwas indigniert seinen Kopf schief legen und mit seinen bayerischen Freunden ein wenig lamentieren: Die Preißn, wollens‘ halt noch immer keinen Bayern ned. Aber ehrenvoll sei die Niederlage ausgefallen, wird er betonen und darauf hinweisen, wie aussichtslos die Lage im Januar gewesen war, als er die Aufgabe übernahm. Und wenn sie ihn dann nach München zurückgeschickt haben werden, die Kolleginnen und Kollegen von der CDU, wird er von dort aus schadenfroh beobachten, wie sich die Kandidaten für 2006 gegenseitig die Köpfe blutig schlagen. Seine Wähler südlich des Weißwursttäquators aber werden scheinbar gleichgültig die Schultern zucken und sich klammheimlich freuen: Bleibt er eben uns erhalten. Im kommenden Jahr werden sie ihn als ihren Ministerpräsident bestätigen.

Wenn aber Edmund Stoiber am Sonntag siegt, würden einige seiner Wunden geheilt. Der größte Triumph wäre: Edmund Stoiber hätte damit auch seinen Mentor und Lehrer übertroffen. Und damit hätte er es dann wirklich allen gezeigt. Nur einer kann leider nicht mehr dabei sein, und falls Stoiber siegen sollte, werden am Sonntag in Bayern viele vor sich hinmurmeln: Wenn das der FJS noch erleben könnte. Ob es dem gefiele, ist eine ganz andere Frage.

***Vorabdruck in der Welt am Sonntag vom
11.2.2001***

Vom Aktenfresser zum Administrator

Edmund Stoibers Aufstieg unter Strauß:
Was verband, was trennte die beiden wirklich?

Die neue Stoiber-Biografie von Peter Köpf gibt
überraschende Einblicke.

Ein Vorabdruck

Am 6. Juli 1980 taufte Dekan und Stadtpfarrer
Ulrich Wimmer in der Wolfratshausener St.-
Andreas-Kirche einen Buben namens Dominic. Er
ist das dritte Kind von Karin und Edmund Stoiber.
Ehe die Familie beim Alten Wirth in Gelting das
Taufmahl einnahm, stellte sie sich den Kameras,
einen Prominenten an der Seite.

Auf den Fotos, die am nächsten Tag in allen
bayerischen Zeitungen abgedruckt waren, hält
Franz Josef Strauß den Kleinen ganz verklärt in
seinen Armen. Eine Demonstration. Schaut, ihr
Bayern, der General und der Generalissimus, auch
privat unzertrennlich.

Irgendwann nach dem Scheitern von Strauß
als Kanzlerkandidat 1980 muss bei Stoiber der
Gedanke gereift sein, er könnte derjenige sein, der
Strauß eines Tages beerben werde. Auf dieses
Ziel richtete er von nun an seine Karriereplanung
aus. Die nächste Etappe wollte gut überlegt sein.
Als Minister nach Bonn zu gehen, wie viele Partei-
freunde spekulierten, wäre nicht der richtige Schritt
gewesen.

Wer immer noch Zweifel hatte, ob Stoiber
tatsächlich der zweite Mann im Freistaat war,
dem wurden diese spätestens im Oktober 1982

genommen, als nach der Landtagswahl das neue Kabinett vereidigt wurde. Stoiber nahm die neu geschaffene Stelle eines Staatssekretärs in der Staatskanzlei ein, vom Oktober 1986 rückte er zum Staatsminister auf. Daneben blieb er bis zur Bundestagswahl im März des kommenden Jahres Generalsekretär. Stoiber sprach nun nicht allein für den Parteivorsitzenden, sondern auch für den Ministerpräsidenten. Er war jetzt Strauß näher als jeder andere im Kabinett, er besetzte eine strategische Position. Von Strauß hieß es, er neige dazu, die Meinung seines Gesprächspartners anzunehmen. Meistens war nun Stoiber der Letzte, der mit Strauß sprach. Und Strauß vertraute ihm, dem Arbeiter, dem „Aktenfresser“. Ausdrücklich betonte er, dass Stoiber für ihn im Landtag spreche, wenn er abwesend sei. Ob aber die Machtzentrale in Bayern die Staatskanzlei war, darüber stritten sich die Gelehrten. Um Strauß sammelte sich eine Gruppe von Männern, die mit ihm den Vornamen teilten. Deshalb taufte sie sich „Franzensclub“. Strauß traf sich regelmäßig mit Männern wie Parteijustiziar Franz Dannecker, mit Landtagspräsident Franz Heubl und Franz Schönhuber, der als zukünftiger Intendant des Bayerischen Rundfunks galt, aber auch mit wichtigen Männern ohne den Vornamen Franz wie dem „Hendlkönig“ Friedrich Jahn. Ob es diesen Club tatsächlich gab, wie Stoiber bestätigt, oder ob er, wie Strauß es nannte, ein „Phantom“ war - Fakt ist: Strauß sammelte um sich einen Kreis von einflussreichen Personen, und viele weniger bedeutende schlichen sich dazu.

Edmund Stoiber gehörte nicht zu dieser Gemeinschaft von Männern, die auch ihre hedonistischen Seiten auszuleben verstanden. Wenn Stoiber die Runde aufsuchte, stöhnten die Mitglieder des erlauchten Kreises auf. Stoiber galt als humorlos. Was und wie Strauß und seine Freunde kungelten, entsprach nicht seinen

Vorstellungen von seriöser Politik. Eine solche war aber auch nicht Anliegen des Clubs.

Bei Festen stand oder saß Stoiber deshalb immer in der zweiten Reihe, zum Beispiel auf dem Oktoberfest, wenn sich die Spezis von Strauß um die Plätze an seiner Seite balgten. Stoiber nennt sich selbst ein „Arbeitstier“ und weiß, dass er nicht besonders beliebt war in Strauß' Freundeskreis. „Das hing damit zusammen, dass ich, wenn ich wirklich mal Zeit hatte, nach Hause wollte zu meiner Frau und meinen Kindern.“

Strauß schätzte seinen Staatssekretär und späteren Minister als Arbeiter, aber zum Feiern war er nicht geeignet. „Edi, geh mal schön arbeiten“, hieß es immer. Für einen Mann, der sich Zuneigung durch Fleiß erwerben möchte, ist das sicher schmerzhaft. Aber Stoiber ging, und er arbeitete noch härter als zuvor.

Stoibers Aufgabe sollte es sein, zwischen Bundesministerien und Bonner CSU-Landesgruppe sowie Staatsregierung und Landtagsfraktion zu koordinieren. Man könnte auch sagen, er sollte die Bonner als Kettenhund verbellen, wenn sie sich der Politik Helmut Kohls zu sehr, der bayerischen zu wenig verpflichtet fühlten. Im Endeffekt machte Stoiber die Arbeit.

Strauß, der vor Jahren aus Bonn geflüchtet war, langweilte die Landespolitik inzwischen. Nicht so den aufstrebenden Nachwuchspolitiker Stoiber; er leitete die Staatskanzlei. „Strauß hat mir sehr viel überlassen“, beschönigt Stoiber heute die Tatsache, dass Strauß schnell die Lust an den landespolitischen Angelegenheiten verlor. „Er war sicher ein leidenschaftlicher bayerischer Politiker, aber so sehr er Bayern liebte, war er in seinem Herzen ein Bundespolitiker, und wenn er 1983 Außenminister hätte werden können oder Finanzminister, wäre er gegangen. Das hat Kohl sehr geschickt verhindert.“

In Bayern war Schluss mit der langen Leine, die ein Ministerpräsident Goppel seinen Ministern noch gelassen hatte. Da war nun einer, der alles an sich riss. Dass er fleißig, ruhelos ist, selbst in einem Meer von Arbeit nicht ertrinkt, hatte Stoiber bewiesen. Und das war es, was Strauß an seinem engsten Mitarbeiter am meisten schätzte.

So einer war dringend erforderlich, denn es kriselte heftig im Herbst 1983: Strauß' Milliardenkredit für die DDR erboste die Parteibasis. Stoiber tat, als sei er völlig überrascht, und der Journalist Rudolf Lambrecht, damals beim „Münchner Merkur“, meint noch heute: „Stoiber war auch gegen den Milliardenkredit. Er hat nichts davon gewusst. Er war ganz von den Socken.“

Als er im Untersuchungsausschuss gefragt worden war, ob er Schalck-Golodkowski kenne, sagte Stoiber: Nein, nie gesehen. „Das haben die nicht geglaubt. Ich habe ihn aber wirklich nicht gesehen. Als ich in der ‚FAZ‘ vom Milliardenkredit las, da bin ich von meinem Büro aufgerumpelt, durch mein Vorzimmer zu seinem, und habe gefragt, ob Strauß da sei und ob ich kurz reinkommen könnte. ‚Ja, wenn's sein muss.‘ Dann bin ich in Strauß' Büro und habe gefragt: ‚Was ist da los?‘ Dann hat er erst einmal eine Viertelstunde auf die ‚FAZ‘ geschimpft. Ich wusste nur, dass Strauß mit einem Vertrauten von Honecker über die deutsch-deutschen Beziehungen verhandelte. Ich wusste auch, dass das über die Schiene seines Freundes Josef März läuft. Aber er hat mit mir nie detailliert darüber gesprochen, hat auch nie den Namen erwähnt, er sagte immer nur ‚der Gesprächspartner‘. Er hat mich nie dazugeholt. Diese außenpolitischen Dinge waren nicht mein Metier, er hat auch nie daran gedacht, mich zu seinen Reisen mitzunehmen, da hat er gesagt: Der muss hier bleiben, das ist mein Hausmeister.“

Strauß aber schrieb in seinen Erinnerungen, er habe Stoiber und Theo Waigel eingeweiht.

Der Kredit hatte Folgen. Mit den Republikanern von Schönhuber war nicht zuletzt als Reaktion auf Strauß' DDR-Kredit eine „neue, konservative Partei“ entstanden, wie sie der „Spiegel“ damals noch umschrieb. Schönhuber und Stoiber verbargen ihre gegenseitige Antipathie nicht, denn Stoiber war es gewesen, der Schönhuber aus dem „Franzensclub“ und nach Erscheinen seines Buchs „Ich war dabei“ (in der SS nämlich) auch aus dem Bayerischen Rundfunk gedrängt hatte.

Die Staatskanzlei dagegen bekam Stoiber schnell in den Griff: „In der Staatskanzlei wurde es sehr begrüßt, als Stoiber Staatssekretär wurde und endlich einer da war, der den Laden lenkte“, konnte Julian Gyger beobachten, lange Jahre als SPD-Sprecher im Landtag Widerpart der CSU-Regierung. Stoiber sei „ein ausgezeichnete Administrator“ gewesen, und damals habe man ihm auch noch alles an den Kopf werfen dürfen. „Heute allerdings nicht mehr“, bedauert Gyger.

Stoiber lernte in der Staatskanzlei, die Administration zu führen. Zum Lobe beider resümiert Stoiber: „Ich habe durch Franz Josef Strauß und seine gewaltigen Anforderungen die größte Bereicherung erfahren.“

Stoiber konnte in der Staatskanzlei das tun, was er am liebsten tat: regieren. Und Strauß war das so am liebsten. Stoiber war bei keiner von Strauß' Auslandsreisen dabei außer in Russland und Albanien. Warum das so war, ist einfach zu verstehen: „Bei mir häuften sich die Anfragen. Ob das der (Bonner Innenminister) Fritz Zimmermann war bis hin zum Kohl - die riefen mich an. Ich hatte immer ein Bündel von fünf, sechs, sieben Fragen, die ich zu klären hatte. Dann kriegte ich Strauß nicht am Telefon, dann war er unwillig, dann wollte er der Entscheidung ausweichen - es war ja nicht so, dass Strauß immer schnell entschieden hätte.“

Stoiber musste Strauß regelrecht nachlaufen, um seine beziehungsweise dessen Probleme lösen zu können, sogar Sitzungen des „Franzensclubs“ suchte er aus diesem Grund auf: „Ich nutzte natürlich viele dieser Runden, saß neben dem Strauß und fragte ihn: Erstens, zweitens, drittens, und nach dem vierten wurde er sauer, das hat ihm nicht gepasst, er war in anderen Dingen, und die anderen haben das gemerkt und gesagt: Mensch, der Stoiber stört immer die Gemütlichkeit. Lass doch den Mann jetzt endlich mal in Ruhe, der muss doch auch mal ausspannen. Hör doch mal auf, kannst du nicht mitfeiern?“

Nein, ums Feiern ging es ihm wirklich nicht, und Stoibers Not ist heute noch spürbar, wenn er erzählt: „Ich wusste oft nicht, was ich machen sollte. Am nächsten Tag hat der Kohl gefragt, ich möchte das jetzt wissen, oder der Zimmermann hat gesagt, Mensch, ich brauche dringend die Entscheidung, ob ich das so oder so machen kann, aber ich erwisch‘ den Strauß nicht. Oder der Norbert Blüm, oder, oder, oder. Das war mein Problem.“

Richtig laut wird Stoiber, wenn er an diese Zeit zurückdenkt, und es ist zu erahnen, wie er damals die Zähne zusammengebissen hat, um der Loyalität zu Strauß nicht verlustig zu gehen. „Ich habe oft die Sekretärin gefragt, wann Strauß weggeht, wenn ich wusste, der hat eine Veranstaltung. Dann bin ich runter, hab‘ mich ins Auto neig‘schmissen neben den persönlichen Referenten und hab‘ gesagt: Du, ich muss jetzt zwei Dinge klären. Dann bin ich mitgefahren, irgendwo hin, um das zu klären.“

Das ging dann ganz hastig: „Das brauchst du nicht alles lesen, Franz Josef.“ Und Strauß unterschrieb. „Aber das musst du lesen, die entscheidende Frage ist auf Seite 18.“ Strauß vertraute Stoiber blind, und der diente ergeben.

„Da hat er gemerkt, der kennt seine Grenzen, der Stoiber, der weiß, was er nicht entscheiden kann, aber der weiß genau, wo der Punkt liegt.“

Auf der neuen Schlüsselstelle wurde Stoiber die graue Eminenz im Kabinett, und weil sein Meister häufig abwesend war, lernte er schnell, was es heißt, die Richtlinien der Regierungspolitik zu bestimmen. Als Stoiber ein Jahr später nicht das Sozialministerium von Fritz Pirkel übernahm, werteten viele dies bereits als Hinweis auf die Nachfolge von Strauß: Wer könnte ihn besser beerben als Stoiber?

„Ganz haarscharf“, weiß Stoibers Sprecher Friedrich Wilhelm Rothenpieler, sei Stoiber 1984 nicht Sozialminister geworden. Dass er überhaupt erwog, aus der Staatskanzlei auszuziehen, hatte andere Gründe. Die Basis grollte gegen ihn. Es hieß, Stoiber hetze Strauß auf, er habe einen unheilvollen Einfluss auf ihn. „Damals habe ich ihm angeboten: Ich höre auf. Weil ich eine solche Reizfigur war“, beteuert Stoiber. „Ich glaube, dass ich dir nicht mehr nütze“, habe er Strauß gesagt. „Ich bin zu polarisierend. Ich glaube, es ist vernünftig, ich werde Nachfolger von Pirkel.“ Doch dann sei Strauß' Frau gestorben, was diesem sehr nahe ging, und Stoiber sagte: „Wenn du willst, bleibe ich hier.“

Es ist sehr wahrscheinlich, dass das Amt des Sozialministers gar nicht in Stoibers Karriereplanung gepasst hätte, genauso wenig wie ein Jahr zuvor ein Ministeramt in Bonn, das er angeblich angestrebt hat. Am 25. März 1983 schrieb er deshalb an die Parteifreunde im Stimmkreis Miesbach-Wolfratshausen, dass er „niemals die Absicht hatte, mein Mandat im Bayerischen Landtag und meine Position als Leiter der Bayerischen Staatskanzlei aufzugeben.“ Das entsprach ziemlich sicher der Wahrheit. Auch als Sozialminister wäre Stoiber nicht wirklich

vorangekommen. Er hätte sich der Kabinettsdisziplin beugen müssen und damit der Kontrolle durch Strauß und dessen Beamtenapparat samt seinem Nachfolger. Als engster Mitarbeiter des Ministerpräsidenten in der Staatskanzlei aber war er es, der Strauß kontrollieren konnte.

Dort, im Zentrum der Macht, lernte Stoiber nicht nur das Handwerk des Regierens. Er konnte Strauß studieren, er sah, mit wem er sich traf, sprach umging. Er lernte, wie der Regierungschef beeinflusst wurde und von wem. Und er sammelte dort, wo alle Fäden zusammenliefen, das Wissen, das man im Zweifelsfall dringend benötigt. Die Staatskanzlei wurde Stoibers Sprungbrett auf den bayerischen Thron.

Peter Köpf in der Abendzeitung vom 21.2.2001

„Hauptsache, er schießt!“

Kanzlerkandidat Stoiber?

Eine Biografie stellt diese Frage neu.

Ein Mann will Bundeskanzler werden. Er darf es nur noch nicht laut sagen. „Natürlich ist ein Ministerpräsident prädestiniert dazu“, glaubt Edmund Stoiber, legt den Kopf schief und betrachtet den Parkettfußboden im Besucherzimmer der Staatskanzlei, „weil Regierungserfahrung schon hilfreich ist.“ Neben ihm rutscht Friedrich Wilhelm Rothenpieler, Chef des Planungsstabes, unruhig auf einem der Biedermeiersessel herum, die schon in Strauß' Amtszimmer standen. Eilig fügt Stoiber hinzu: „Aber ich kenne auch meine Grenzen.“ Später komplettiert Rothenpieler: „... und strebe das Amt nicht an.“

Tritt im kommenden Jahr wieder einmal ein Bayer gegen den amtierenden Bundeskanzler Gerhard Schröder an? „Naa“, sagen Stoibers Parteifreunde im Oberland, vom Staudacher Toni aus Tegernsee bis zum Maier Gerd aus Miesbach, „der Stoiber werd's ned.“ Warum nicht? „Weil ein Bayer nicht Bundeskanzler wird.“ Schließlich habe man schon einmal den besten Kandidaten gehabt. Und haben sie den Strauß vielleicht gewählt, die Preiß'n? Haben sie nicht!

Aber ist Stoiber überhaupt ein richtiger Bayer? Noch immer halten sich hartnäckig Zweifel. Zu Unrecht! Sein Vater, Edmund Georg Stoiber, geboren im oberpfälzischen Schwarzenberg, suchte wie viele sein Glück in der Fremde und zog Mitte der dreißiger Jahre nach abgeschlossener Lehre als Bürokaufmann ins Rheinland. Dort traf er auf Elisabeth Zimmermann, die „kühle Blonde aus dem Rheinland“, wie es

später in der Familie hieß. Irrtum! Denn selbst in ihren Adern floss reinstes bayerisches Blut, genauer: Oberpfälzer Blut. Die Familie Zimmermann stammt aus Nabburg.

Ein Bayer - ohne Zweifel

Edmund Stoiber (jun.) war das dritte Kind von Edmund Georg und Elisabeth Stoiber, geborene Zimmermann, aus der Oberpfalz. Für das blonde Haar hat Tante Fanni aus Schwarzenberg eine Erklärung: „Mutter hatte goldblonde Haare, die Großmutter väterlicherseits schneeweiße Haare, der Onkel, mein Mann, hat dieselben weißblonden Haare. Die haben fast alle Kinder geerbt.“ Ohne Zweifel und Einschränkung kann sich der bayerische Ministerpräsident also nicht nur per Geburtsurkunde, die mit Geburtsdatum vom 28. September 1941 in Oberaudorf ausgestellt wurde, als Oberpfälzer und damit Bayer fühlen.

Sogar das andernorts übliche „jus soli“ würde ihn dank des Geburtsortes Oberaudorf als Bayern akzeptieren. Und getauft wurde der Bub auch, römisch-katholisch. Heute ist man in Oberaudorf stolz auf seinen prominenten Sohn. Das war nicht immer so. Dass der Vater auf dem Sudelfeld zusammen mit den Nazis und Zwangsarbeitern aus dem KZ Dachau die Queralpenstraße baute, hat man ihm verziehen. Das Los, dafür mit langer Kriegsgefangenschaft bezahlen zu müssen, teilte er mit anderen.

Aber diese Gold-Geschichte: „Ja, mein Vater ist da völlig unschuldig in eine Sache hineingeschlittert“, erläutert Stoiber, „mit Freunden, die da irgendwelche Goldgeschäfte gemacht hatten. Wir Kinder haben das nicht so richtig mitbekommen, aber meine Mutter hat schon darunter gelitten.“

Nichts Genaues will in Oberaudorf heute keiner mehr sagen, aber damals zerrissen sich die Einheimischen das Maul. Als hätte es nicht

gereicht, dass die Stoibers zugereist waren. Nun war der Stoiber sen. auch noch ein Schieber! Lange saß er nach der Kriegsgefangenschaft nun auch noch in Untersuchungshaft.

Als Bub bekam er die Stigmatisierung zu spüren

Das Verfahren wurde später zwar eingestellt, aber die Familie war in dem kleinen Nest stigmatisiert. Das muss auch der Bub zu spüren bekommen haben. Außerdem fehlte dem kleinen „Edi“ der Vater, was seine heutige Einstellung zu Ehe und Familie erklären mag. Und manchmal fragt sich auch Edmund Stoiber, wie das denn mit ihm als Vater so sei, erzählt Friedrich Wilhelm Rothenpieler. Dann antwortete er: „Das kenne ich ja aus eigener Erfahrung, mein Vater war ja auch nicht so präsent.“

Stoiber wurde von der Mutter und seinen zwei älteren Schwestern erzogen, am nachhaltigsten aber von Ordensschwester Gabriela Pfänder im Klosterkindergarten zu Kiefersfelden. Sie führte dort seit 1929 ein strenges Regiment. „Sie verlangte absoluten Gehorsam, Folgsamkeit und Ruhe“, erinnert sich Stoibers Kinderfreund Jürgen Richter. „Sie hatte eine Ausstrahlung, dass man allein durch ihren Anblick Respekt haben musste.“ Es wurde Klavier oder Kasperltheater gespielt, und „wann immer es die Oberin für angebracht hielt“, wurde gebetet.

Die Mutter legte später dem Gymnasiasten politische Vorbilder nahe: Franz Josef Strauß und Konrad Adenauer: „Schau“, sagte sie immer wieder zu ihrem etwas lernfaulen Filius, „der Konrad Adenauer ging auch auf ein humanistisches Gymnasium, und der hat's zu was gebracht.“

Und so trat Stoiber schon mit 17 in die Junge Union ein, gründete in Wolfratshausen einen Ortsverband, den er als Vorsitzender übernahm,

freute sich wie ein Schneekönig, als ihm beim Behördenausflug des Umweltministeriums Max Streibl gegenüber saß, der ihn dann bald zu seinem Referenten beförderte und seine Landtagskandidatur unterstützte, ließ sich als „Einser-Jurist“ titulieren, obwohl es so etwas gar nicht gibt, und wurde schließlich als Strauß' Generalsekretär und „blondes Fallbeil“ (Dieter Lattmann) republikweit bekannt.

Der weitere Aufstieg ist bekannt: Strauß' Nachfolger ist er schon geworden, nun will er auch seiner Mutter zweites Vorbild im Amt beerben: Konrad Adenauer.

Seinen SpezIn wär's recht, aber die Preiß'n, erst recht die linken, mögen Stoiber nicht so recht.

Von „Schmeißfliegen“ und „nützlichen Idioten“

Hat er nicht Strauß' abfällige Bemerkung gegen Schriftsteller wie Bernt Engelmann verteidigt, diese seien „Ratten und Schmeißfliegen“? War er es nicht, der Sozialisten und Nationalsozialisten verglich? Hat er nicht Millionen Friedensbewegte als „nützliche Idioten im Sinne der Sowjetunion“ denunziert? Und hatte nicht er das Grundrecht auf Asyl mit Füßen getreten und vor einer „multinationalen Gesellschaft“ gewarnt, die „durchmischt und durchrasst“ sei?

Stoiber nimmt seine Kaffeetasse vom Acryltisch und legt die Stirn in Falten. Nein, wiegelt er ab, so etwas wie damals, als er Generalsekretär war, würde er heute nicht mehr sagen, gelobt er. Ein Ministerpräsident habe andere Aufgaben als ein Generalsekretär. Der, so verstand er den Job, müsse polarisieren. „Strauß waren Leute zuwider, die mit 38 schon glatt wie ein Diplomat mit Köfferchen waren“, erinnert sich Stoiber. Von denen habe es genügend gegeben. Strauß habe immer gesagt: „Mir ist jeder, der übers Ziel hinauschießt, lieber; Hauptsache er schießt.“

Stoiber hat oft genug geschossen, und Strauß wusste, was er an seinem Schüler hatte: einen Aktenfresser, einen besessenen Arbeiter, der ihm die lästige Arbeit abnehmen konnte. 1983 holte er ihn in die Staatskanzlei, und wer dort in den folgenden Jahren regierte, war nicht der Chef, sondern das „Arbeitstier“ Stoiber. „Strauß hat mir sehr viel überlassen“, sagt Stoiber.

Strauß saß lieber mit Männern zusammen, die es auch verstanden, ihre hedonistischen Seiten auszuleben. Im „Franzensclub“ traf sich FJS regelmäßig mit Männern wie Parteijustiziar Franz Dannecker, mit Franz Heubl und dem parteilosen Franz Schönhuber, der als zukünftiger Intendant des Bayerischen Rundfunks galt. Auch „Hendlkönig“ Friedrich Jahn zählte zu der trinkfesten Männerrunde.

„Edi, geh mal arbeiten“, hieß es in Strauß-Kreisen

Schönhuber glaubt übrigens noch heute, er sei „der engste Berater von Strauß“ gewesen. Der nicht sonderlich beliebte Stoiber war es jedenfalls nicht. Er weiß, dass er nicht besonders beliebt war. „Edi, geh mal schön arbeiten“, hieß es in Strauß' Freundeskreis. Und Edi ging, um das zu tun, was er am liebsten tat: regieren.

„Bei mir häuften sich die Anfragen“, erinnert sich Stoiber, und er musste Strauß regelrecht nachlaufen, um seine bzw. dessen Probleme lösen zu können, sogar Sitzungen des „Franzensclubs“ suchte er aus diesem Grund auf: „Ich nutzte natürlich viele dieser Runden, saß neben dem Strauß und fragte ihn: Erstens, zweitens, drittens, und nach dem viertens wurde er sauer, das hat ihm nicht gepasst. Die anderen haben das gemerkt und gesagt: Mensch, der Stoiber stört immer die Gemütlichkeit. Lass doch den Mann jetzt endlich mal in Ruhe, der muss doch auch mal ausspannen. Hör doch mal auf, kannst du nicht mitfeiern?“

Die graue Eminenz im Kabinett

Nein, ums Feiern ging es ihm wirklich nicht. Auf der neuen Schlüsselstelle wurde Stoiber die graue Eminenz im Kabinett. Stoiber hat immer die Zähne zusammen gebissen, die Hämme von Strauß' Entourage ebenso ertragen wie die Prügel vom politischen Gegner. Er wusste, wohin er wollte. Dass er seine Karriere strategisch geplant habe, davon will Stoiber allerdings nichts wissen: „Mir wird immer unterstellt, ich sei vom Ehrgeiz zerfressen“, empört er sich. „Wenn man in die Politik geht, kann man nichts berechnen. Es ergibt sich, oder es ergibt sich nicht.“

Es könnte sich ergeben. Und wenn sie ihn dann nicht wollen, die Preußen, weil sie keinen Bayern als Kanzler haben wollen? Dann würde Stoiber es vielleicht bedauern, dass er so viel Wert darauf gelegt hat, ein hundertfünfzigprozentiger Bayer zu sein. Aber seine Freunde im Oberland würden sich trösten: Wir haben's ja gewusst, die Preußen wollen halt keinen Bayern. Und trotzig würden sie hinzufügen: Auch gut, dann bleibt er uns eben erhalten.